

Robert C. Solomon

Das kleine Buch der Philosophie

Robert C. Solomon

DAS KLEINE BUCH
DER PHILOSOPHIE

Aus dem Englischen
von Erich Ammereller

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»The Little Philosophy Book« bei Oxford University Press,
New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier Munken premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Erste Auflage

Copyright © 2008 by Oxford University Press, Inc.

Copyright © der deutschen Ausgabe 2009 by Siedler Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg

Lektorat: Antje Korsmeier, Berlin

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2009

ISBN 978-3-88680-918-9

www.siedler-verlag.de

Inhalt

Einleitung 7

KAPITEL 1

Von den Anfängen der Philosophie 9

KAPITEL 2

Das Rätsel des Bewusstseins 31

KAPITEL 3

Gott, Natur und Geist 59

KAPITEL 4

Rationalität, Wahrheit und das Problem des Wissens 81

KAPITEL 5

Freiheit und Verantwortung 97

KAPITEL 6

Wie sollen wir leben? Moral und Ethik 121

KAPITEL 7

Philosophie, Glück und der Sinn des Lebens 145

Zu guter Letzt: Warum Philosophie? 153

Register 155

Einleitung

Dieses kleine Buch beschäftigt sich mit einigen großen Fragen, den Fragen der Philosophie. Es ist kein Buch über Religion und Theologie, auch wenn der Dialog zwischen der Religion und der Philosophie mit einfließt. Darüber hinaus werden sehr verschiedenartige philosophische Traditionen zu Wort kommen, denn trotz ihrer Unterschiedlichkeit weisen sie bemerkenswert ähnliche Überlegungen und Schlussfolgerungen auf. Die Philosophie ist ein ausgesprochen persönliches Unternehmen. Ihre Fragen tauchen aber nicht einfach aus dem Nichts auf, sondern sie gehen aus einer bestimmten Tradition hervor und werden von dieser stets aufs Neue verhandelt. Eine philosophische Tradition ist mehr als eine Geschichte von Ideen, sie stellt das ernsthafte Bemühen einzelner herausragender Denker oder Denkschulen dar, Antworten auf universelle Fragen zu finden. Natürlich ist es wichtig, den philosophischen Ideen, mit denen man sich beschäftigt, um ihrer selbst willen gerecht zu werden. Dennoch fühlen sich viele wohler, wenn sie eine abstrakte Idee mit dem Namen eines Denkers oder einer Tradition verbinden können. Entscheidend ist im Endeffekt, dass man sich auf diese Ideen wirklich einlässt und selbständig über sie und die damit verbundenen klassischen Fragen nachdenkt.

Die Philosophie lebt von der argumentativen Auseinandersetzung, sie fördert die Fähigkeit, für die eigenen Überzeugungen einzutreten. Wir sollten uns jedoch von Anfang an klarmachen, dass eine philosophische keine emotionale Auseinandersetzung ist, in der man sich feind-

selig gegenübersteht oder gar gegenseitig beleidigt. Ein philosophisches Argument ist vielmehr eine überlegte Stellungnahme für oder gegen eine bestimmte Ansicht – die durchaus mit starken Emotionen verbunden sein kann und von der man möglicherweise zutiefst überzeugt ist –, und sie stützt sich auf Gründe, die vielleicht ihrerseits weiterer Argumente zur Rechtfertigung bedürfen. Außerdem sollten wir die Geschichte der Philosophie und ihre unterschiedlichen Traditionen keinesfalls als Kuriositäten der Vergangenheit ansehen oder ihre Fragen als rein abstrakte Rätsel betrachten. Vielmehr beschäftigt sich die Philosophie mit Fragen, die uns alle etwas angehen, und sie hat, historisch gesehen, die Menschen immer wieder zum Nachdenken herausgefordert. So haben schon viele, die sich mit Philosophie beschäftigen, festgestellt, dass diese Form des Nachdenkens für das Leben eines politisch wachen Menschen oder im Hinblick auf eine wohlüberlegte, erfolgreiche Karriere überaus nützlich sein kann.

Ganz oben auf der Liste jener Fragen, die für jeden von uns wichtig sind, steht die nach dem »Sinn des Lebens«. Die Faszination, mit der sich Studenten auf diese Frage einlassen, wird von Philosophieprofessoren leicht als bloße Begeisterung von Studienanfängern abgetan. Es besteht jedoch kein Zweifel, dass sehr viel mehr hinter dieser Frage steckt, so unklar sie zunächst auch vorgetragen werden mag. Ich jedenfalls nehme sie sehr ernst, weshalb dieses Buch auch eine gewisse »existentialistische« Orientierung hat. Mit anderen Worten: Auch bei den abstraktesten und schwierigsten Themen werde ich jene Aspekte, die uns als Individuen betreffen, sowie die Elemente eines richtigen und guten Lebens besonders berücksichtigen. Denn im Zentrum unseres Daseins stehen nach wie vor die beiden Fragen »Wer bin ich?« und »Wozu bin ich überhaupt da?«

Von den Anfängen der Philosophie

Die Philosophie ist ein Gespräch mit einer dreitausendjährigen Geschichte. Genauer gesagt besteht sie aus vielen Gesprächen, die überall auf dem Erdball geführt werden. Die Geschichte der Philosophie entspricht demnach einem ziemlich langen Dialog, und wer sich auf das Philosophieren einlässt, nimmt, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht, an diesem Dialog teil. Gewiss, philosophieren bedeutet denken, es ist also eine sehr intensive persönliche Tätigkeit; aber es bedeutet auch, Menschen mit einer anderen Sicht herauszufordern, sich von ihnen herausfordern zu lassen und so in einen argumentativen Wettstreit zu treten. Die lange und reiche Geschichte der Philosophie ist ein ausgezeichneter Ansatzpunkt für einen solchen Wettstreit. Ja, jeder philosophische Gedanke, den wir formulieren, und jede philosophische Diskussion basiert auf Ideen, die schon andere vor uns gehabt haben, auf Ideen, die uns kulturell vermittelt wurden. Selbst die originellsten Gedanken sind ohne diese lange Geschichte und ohne unsere Kultur undenkbar. Die Aufgabe dieses Büchleins ist es, Sie als Leser mit der Kunst des Philosophierens vertraut zu machen, indem es Sie zu eigenen Gedanken und Ideen – als Stellungen zu dieser langen und reichen Geschichte – anregen möchte. Beginnen wir deshalb dort, wo die westliche Kultur in so vieler Hinsicht ihren Ursprung hat, im alten Athen.

Sokrates (wahrscheinlich 469–399 v. Chr.) war ein ziemlich schlauer Kerl, das, was man einen »Weisen« zu nennen pflegte. Vielleicht kennen Sie jemanden, einen Onkel, Lehrer oder Freund, der andere immerzu in Gespräche verwickelt oder auf den Arm nimmt und dabei überaus scharfsinnig ist – so ungefähr muss man sich Sokrates vorstellen. Er war leutselig, geistreich, manchmal sogar albern; und er konnte sehr aufdringlich sein, einem sozusagen auf die Pelle rücken, ohne Rücksicht auf die Regeln höflicher Konversation. Unaufhörlich stellte er einem irgendwelche Fragen, Fragen, die harmlos klangen wie »Was ist Gerechtigkeit?« oder »Was ist Liebe?«, oder die ganz persönlicher Natur waren wie »Was willst du aus deinem Leben machen?«. Dann wieder warf er plötzlich tiefschürfende Probleme auf wie »Was ist der Sinn des Lebens?« oder »Was geschieht mit uns nach dem Tod?«. Wer jedoch versuchte, sich dem Gespräch durch einen Scherz oder eine besonders kluge Bemerkung zu entziehen, hatte ihn sofort wieder mit einer neuen Frage am Hals.

Sokrates liebte die argumentative Auseinandersetzung. Er war, wie er selbst sagte, eine »Stechfliege«, ein aufdringliches Insekt, das einen einfach nicht in Ruhe lässt. Seine Fragen aber richteten sich nicht allein an den jeweiligen Gesprächspartner. Jeder wusste, dass er all diese Fragen auch sich selbst stellte und dabei sehr viel strenger mit sich ins Gericht ging als mit jedem anderen. Denn so schelmisch er manchmal auch tat, wollte er doch durchdachte Antworten – er wollte die *Wahrheit*. Weder gab er sich mit den Äußerungen des gesunden Menschenverstandes zufrieden, noch akzeptierte er einfach so die Ansichten, die gerade allgemein in aller Munde waren. Und obwohl es weit und breit

niemanden gab, der weiser gewesen wäre als er, behauptete Sokrates, in Wirklichkeit nichts zu wissen. Ja, er behauptete, gerade deshalb weise zu sein, weil ihm bewusst war, dass er nichts wusste. Wer sich aber nur ein paar Minuten mit Sokrates unterhielt, der begriff schnell, dass er selbst ziemlich unwissend war. Tatsächlich beginnt die Philosophie mit der Erkenntnis, dass man sich der Dinge, die man zu wissen glaubte, nicht wirklich gewiss sein kann, vor allem, wenn sie einen selbst und den eigenen Platz auf der Welt betreffen.

Sokrates folgte dem Rat des Delphischen Orakels, das damals als Quelle der Weisheit galt. Dessen berühmteste Lehre, »Erkenne dich selbst!«, wurde zu Sokrates' Wahlspruch. Denn er erkannte, wie hoffentlich auch Sie erkennen werden, dass wir tatsächlich nur sehr wenig wirklich wissen. Dabei sind es nicht nur all die vertrackten Fragen, die an der Universität von Fachleuten erforscht werden, von denen wir keinen blassen Schimmer haben, sondern wir wissen auch nur sehr wenig über die Dinge, die im Leben wirklich wichtig sind. Doch damit nicht genug. Allzu selten machen wir uns überhaupt die Mühe, über diese Angelegenheiten erst einmal nachzudenken. »Was weiß ich denn überhaupt?«, »Welchen Sinn hat das Ganze?«, »Gibt es ein Schicksal, das über unser Leben bestimmt?«, »Wovon bin ich wirklich überzeugt?«, »Habe ich einen freien Willen?«, »Was ist Glück?« – Häufig begnügen wir uns mit dem so genannten gesunden Menschenverstand und behaupten dann einfach das, was alle anderen zu glauben scheinen, obgleich auch sie nicht wirklich über diese Dinge nachgedacht haben. Sokrates dagegen machte die Beschäftigung mit diesen Problemen zu seinem Lebensinhalt.

Wenn alles glatt läuft, fragen wir normalerweise nicht nach dem Sinn des Lebens. Erst wenn wir deprimiert sind

oder eine große Enttäuschung erlebt haben, wenn wir vielleicht durch eine wichtige Prüfung gerasselt sind oder unser Freund beziehungsweise unsere Freundin uns sitzen gelassen hat, wird die Frage auf einmal interessant. Sokrates aber war keineswegs deprimiert, er war auch nicht vom Leben enttäuscht, obwohl es ihm gewiss an einigen Dingen mangelte. Er sah wirklich nicht besonders gut aus (und das in einer Gesellschaft, die ebenso wie die unsere Schönheit geradezu anbetete!), noch war er gemäß den seinerzeit in Athen herrschenden Maßstäben wohlhabend oder erfolgreich. Trotzdem war er recht zufrieden mit seinem Leben. Man könnte sagen, dass die Frage »Wer bin ich wirklich?« im Zentrum seines Denkens stand. Und nach einigem Nachdenken und vielen Gesprächen fand er auch eine Antwort darauf.

Sokrates machte die Entdeckung, dass er eine Seele besitzt.

Nun war die Idee der Seele nicht ganz neu. Die alten Ägypter glaubten an ihre Existenz und taten ihr Bestes, sie über den Tod hinaus zu bewahren. Auch die Griechen zur Zeit Homers glaubten an eine Seele. Aber damals galt sie als ein recht kümmerliches Wesen, als bloßer »Schatten« einer lebenden Person. Sokrates hingegen liebäugelte mit der Vorstellung einer gleichsam unverwüstlichen, unsterblichen Seele, die sich vom Körper lösen konnte; einer sokratischen Seele, die mit dem Tode nicht zu denken aufhörte. Ja, diese Seele musste, wenn eine besonders interessante Überlegung von Sokrates richtig war, schon vor dem Körper existiert haben.

Sokrates zufolge kann nämlich nicht all unser Wissen aus der Erfahrung stammen. (Eine Ansicht, die unter späteren Philosophen sehr umstritten sein sollte.) Als Beispiele

führte er die Ideen der vollkommenen Gerechtigkeit beziehungsweise Schönheit an, die kein Mensch jemals als solche erfahren hat. Nichtsdestotrotz, so behauptete er, seien dies Vorstellungen, die uns prägen. Auch von allen anderen möglichen Gegenständen wissen wir, was ihrer vollkommenen Form entspricht, obwohl wir in der Welt unserer Erfahrung nur mit unvollkommenen Gegenständen zu tun haben. (Wir alle haben eine Vorstellung von der Gestalt eines vollkommenen Dreiecks; wir wissen zum Beispiel, dass die Linien eines solchen Dreiecks keine Breite aufweisen und in einem idealen Winkel zueinander stehen, obwohl wir nie ein vollkommenes Dreieck gesehen haben. Ebenso haben wir eine gewisse Vorstellung von dem, was vollkommene Gerechtigkeit ist, obwohl wir sie in Wirklichkeit nie kennen gelernt haben.) So begann Sokrates also über eine Welt zu spekulieren, die vollkommener und dauerhafter ist als die Welt, in der wir leben. Erst sein Schüler Platon (ca. 427 – 347 v. Chr.) hat diese Vision dann vollständig entwickelt, eine Vision, die einige Jahrhunderte später einen nachhaltigen Einfluss auf die christliche Weltanschauung nehmen sollte. (Da Sokrates selbst nichts aufschrieb und wir ihn hauptsächlich durch Platons Schriften kennen, ist es allerdings sehr schwierig, genau zu bestimmen, wo das sokratische Denken aufhört und das platonische beginnt.) Sokrates und Platon jedenfalls waren der Auffassung, dass es die Existenz jener vollkommenen und unveränderlichen Welt ist, die unserem Leben in dieser Welt Sinn verleiht und die grundlegende Bedeutung unserer Seele erklärt.

Was aber ist die Seele? Ist sie nur ein anderer Name für unser Selbst, vielleicht für unser wahres Selbst? Und wenn die Frage nach dem Wesen der Seele und dem Selbst tatsächlich so viel bedeutet wie die Frage »Wer bin ich wirk-

lich?« – ja, wer sind Sie denn dann wirklich? (Inzwischen sollten Sie nicht mehr nur lesen, sondern sich Ihre eigenen Gedanken machen und versuchen, selbst eine Antwort zu finden; vielleicht sogar einige Ihrer Gedanken zu Papier bringen.) In China hat dieses Jahr ein Mann seine Seele bei eBay zum Verkauf angeboten. Achtundfünfzig Leute haben ein Gebot abgegeben, aber keines war hoch genug. Was soll so etwas? Kann man wirklich seine Seele verkaufen? Nun ja, es gibt zahlreiche Märchen und Geschichten über Menschen, die eben dies getan haben. Auch sagen wir manchmal, dass jemand »seine Seele verkauft«, wenn er die Werte verrät, die ihm am wichtigsten sind. Aber zurück zu Sokrates. Er beklagte, dass in diesem irdischen Leben seine Seele an seinen Körper mit all seinen Bedürfnissen und Verletzlichkeiten gebunden war; er freute sich deshalb auf ein Leben nach dem Tode, in dem er von der »Last« solcher Ablenkungen befreit sein würde und sich ganz dem Denken und der Philosophie widmen könnte.

Und wie, so könnte Sokrates fragen, würden Sie sich selbst definieren? Auch in erster Linie als Denker, das heißt als jemand, dem vor allem geistige Tätigkeit Befriedigung und Erfüllung verschafft? (So tief sind Sie wahrscheinlich noch nicht in die Philosophie eingedrungen, zumindest bis jetzt noch nicht.) Oder finden Sie eher, dass auch Ihre Gefühle und Leidenschaften, das, was Ihnen wirklich am Herzen liegt, ganz wesentlich für Sie ist? Wie aber verhält es sich mit Ihren Bedürfnissen und Wünschen? Bestimmen auch diese Ihr wirkliches Selbst? (Und wenn ja, welche Bedürfnisse und Wünsche?) Oder sind sie Ihnen ebenfalls eher eine Last, die Sie lieber abwerfen würden? Die Griechen pflegten zu sagen, dass jemand der »Sklave seiner Leidenschaften« sei. Dahinter stand die Frage, ob wir unsere Leidenschaften oder ob unsere Leidenschaften uns beherr-

schen. Allerdings gab es für Sokrates wichtigere Fragen im Leben.

Eine davon lautete: Was geschieht mit uns nach dem Tod? Existiert ein wesentlicher Bestandteil von Ihnen, nämlich Ihre Seele, dann einfach weiter? Oder ist es möglich, dass sie in einem anderen Körper, einer anderen Person oder sogar einem vollkommen andersartigen Lebewesen wiedergeboren wird? (Sokrates hat an etwas in der Art geglaubt.) Betrachten Sie Ihren Leib einmal als eine zeitlich begrenzte Leihgabe. Wenn nun Ihre Seele den Tod Ihres Körpers überlebt, behält sie dann Ihre Persönlichkeit bei? Und Ihre Erinnerungen? Die für Sie typischen Gewohnheiten? Ihre Bedürfnisse und Wünsche? In welchem Maße gleicht Ihre Seele *Ihnen selbst*? Sokrates zumindest hat den Gedanken erwogen, eine Seele zu besitzen, die nach seinem Tode viele Ähnlichkeiten mit ihm haben würde, jedoch dabei den Körper und dessen nervtötende Bedürfnisse und Wünsche außen vor ließe. Aber wäre eine solche körperlose Seele immer noch mit Ihnen selbst identisch? Welche Vorstellung etwa würden Sie von sich haben, wenn Sie nicht irgendeine Art von äußerer Erscheinung hätten (das heißt, Sie wären weder attraktiv noch hässlich und müssten sich keine Sorgen darüber machen, ob Sie zu dick oder zu dünn sind)? Eine solche Seele ohne Körper – wären das immer noch Sie selbst?

Das Wichtigste in unserem Leben ist laut Sokrates das Wohl unserer Seele. Und das wiederum hängt davon ab, ob wir ein tugendhaftes Leben führen, das heißt, ob wir gute Menschen sind (beziehungsweise gute Seelen, wenn man es ganz genau nimmt). Alles andere spielte für ihn keine Rolle, weder Aussehen noch Reichtum, weder Erfolg noch ein langes Leben. Als Sokrates in Athen zum Tode verurteilt wurde, weil er laut Anklage »die Jugend verderbe« und »die Götter

beleidige« – manche sagen, er sei schlichtweg hereingelegt worden –, nahm er sein Schicksal an, wenn auch unter starkem Protest, und wurde vermutlich im Jahr 399 vor Christi hingerichtet. Er hat uns gelehrt, wie ein Mensch leben muss, damit er seinen Tod nicht zu fürchten braucht. Sokrates konnte in Frieden sterben, weil er darauf vertraute, ein tugendhafter Mensch gewesen zu sein, der für das, was im Leben wirklich zählt, immer eingetreten war. Wie viele andere Helden und Vorbilder vor und nach ihm bestand er darauf, dass es viel wichtiger sei, wer man ist und wie man lebt, als wann und wie man stirbt.

DAO UND WU WEI:
VOM RICHTIGEN LEBEN IM ALTEN CHINA

Noch vor Sokrates hatte auf der anderen Seite des Erdballs, in China, ein bescheidener Lehrer namens Konfuzius (ca. 551 – 479 v. Chr.) dieselbe Frage gestellt: »Wer bin ich, und wozu bin ich überhaupt da?«. Auch er war ein Weiser. Seine Kultur aber war eine ganz andere, weshalb seine Antwort auf diese Frage ebenfalls ganz anders ausfiel. Denn während Sokrates die Bedeutung der einzelnen Seele betonte, behauptete Konfuzius, dass die Beziehungen zwischen den Menschen – zwischen Vater und Sohn, Freund und Freund, Ehemann und Ehefrau – das Wichtigste im Leben seien. Dieser Unterschied ist jedoch eher ein gradueller und nicht so markant, wie er auf den ersten Blick erscheint. Sokrates war nämlich selbst eine aktive Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, und die Beziehungen zu seinen Studenten und anderen Menschen waren für sein Selbstverständnis von größter Bedeutung. Konfuzius legte seinerseits großen Wert auf die Integrität und Tugend des Einzelnen. Und in

der Tat stimmten beide darin überein, dass es vor allem darauf ankommt, tugendhaft zu sein und das Richtige zu tun. Für Konfuzius aber hieß dies zuallererst, dass man mit anderen Menschen achtungsvoll umgeht und verlässlich ist, während es für Sokrates bedeutete, sich um das Wohl der eigenen Seele zu kümmern.

Es ist ganz bezeichnend, dass China zur Zeit des Konfuzius durch einen bürgerkriegsähnlichen Konflikt gespalten war. Tatsächlich existierte China noch nicht als Staat, sondern es gab allenfalls verstreute Siedlungen, in denen die Menschen verschiedene Varianten des Chinesischen sprachen. Wie viele andere große Völker und Nationen auch, wuchs und entwickelte sich China erst im Laufe vieler Jahrhunderte, wobei sich seine Grenzen immer wieder verschoben. Ähnlich wie die Griechen unterschieden die Chinesen radikal zwischen den Bewohnern des »Mittelpunkts der Erde« und jenen, die außerhalb dieser Region lebten, den »Barbaren«, also Völkern, die (angeblich) nicht einmal die Bedeutung der Tugend kannten. Inmitten von andauernden Kriegen und Chaos bemühte sich Konfuzius darum, die führenden Persönlichkeiten der chinesischen Gesellschaft zur Tugendhaftigkeit zu erziehen, während er in persönlichen Beziehungen zu anderen Menschen seine eigene Tugend zu kultivieren suchte.

Um dies zu erreichen, folgte er dem Dao beziehungsweise Tao, »dem Weg«. Laut Konfuzius wird der Sinn des Lebens durch das Dao bestimmt, womit gemeint ist, dass man sich um die Entfaltung der eigenen Menschlichkeit bemüht, andächtig die Gemeinschaftsrituale ausübt und so handelt, wie es sich für einen Menschen in seinen verschiedenen sozialen Beziehungen ziemt. Folgte man auf diese Weise dem Dao, so lebte man tugendhaft. Wenn man sich aber das Dao als einen »Weg« vorstellt, als den Pfad der Tu-

gend, dann liegt die Frage auf der Hand, ob wir diesen Pfad schon fertig vorfinden, wie eine Straße, oder ob wir uns diesen Pfad im Voranschreiten erst selbst bahnen, wie beim Wandern über ein Feld oder durch einen Wald. (Es gibt jedoch auch Wege, die andere vor uns zumindest teilweise angelegt haben, wie der Trampelpfad über einen Rasen.) Auf jeden Fall ist unter dem Dao das eigene Tun zu verstehen und nicht nur eine Reihe von Regeln und Anleitungen. In China wurde mehrere Jahrhunderte lang lebhaft darüber diskutiert, woher man denn wisse, ob man in seinem Handeln dem Dao folge oder nicht. Konfuzius selbst lehrt, dass man dem Dao folgt, wenn man die Sitten der eigenen Gemeinschaft achtet, seinen Eltern mit Respekt begegnet und ein guter Bürger ist. Das Dao ist also für Konfuzius nichts wirklich Rätselhaftes, es geht hauptsächlich darum, sich aktiv für die wertvollsten Ziele der Gemeinschaft einzusetzen.

Nicht alle chinesischen Denker stimmten mit Konfuzius überein. So gab es andere Weise, die zwar ebenfalls die Befolgung des Dao für unverzichtbar hielten, aber was sie darunter verstanden, hatte weniger mit dem sozial Schicklichen zu tun als mit einem »naturgemäßen« Handeln. Sie nannten sich »Daoisten« und präsentierten der Welt ein ganz anderes Bild von einem guten Menschen und einem sinnvollen Leben. Während Konfuzius den vorbildhaften »Gentleman« gepriesen hatte, pflegten die Daoisten kuriose Geschichten über gewöhnliche Leute zu erzählen, ja sogar über gesellschaftliche Außenseiter, Diebe und Tagelöhner, die die High Society schockierten und sie in ihrer Eitelkeit bloßstellten. »Im Einklang mit der Natur« zu leben, bedeutete für die Daoisten hauptsächlich, jeden sozialen Dünkel und Ehrgeiz aufzugeben. Der für sie zentrale Begriff war Wu wei, der ein spontanes, »natürliches« Handeln bezeichnete

im Gegensatz zu einem Handeln, das festgelegten Sitten und Gepflogenheiten folgt. »Wu wei« wird manchmal mit »Ideal des Nichthandelns« übersetzt, was jedoch nicht im negativen Sinne zu verstehen ist. Die Daoisten betonten zum Beispiel, dass »der beste Führer nicht führe und der beste Lehrer nicht lehre«. Wir verstehen, was das bedeutet: Wir sollen uns und unsere Meinungen anderen Menschen nicht aufdrängen, sondern sie ihren eigenen Weg finden lassen. Folglich kann man auch das daoistische Verständnis des Wegs nicht exakt beschreiben oder definieren. Laotse (ca. 570 – 510 v. Chr.), einer der berühmtesten Daoisten, schrieb: »Das Dao, das man beschreiben kann, ist nicht das wahre Dao.« Die Befolgung des Dao hängt mit anderen Worten ebenso von unseren Instinkten, Intuitionen und unserer Vorstellungskraft ab wie von unserem begrifflichen Denken.

Obwohl die Daoisten äußerst skeptisch waren, was den Nutzen des reinen Denkens oder theoretischer Schulung betrifft, entwickelten sie eine der vielgestaltigsten und einflussreichsten Philosophien, die uns überliefert ist. Sie stellten, anders als die Schüler des Konfuzius, die existierenden Konventionen und Werte zwar infrage, aber zugleich knüpften sie enge Freundschaften untereinander und spielten eine wichtige Rolle bei der Entwicklung jener Ästhetik, die für die chinesische Kultur kennzeichnend ist. Wie Konfuzius wiesen sie jedoch die sokratische Auffassung einer individuellen Seele zurück, denn für sie war das Dao kein individueller Weg. Gewiss, jeder Einzelne muss für sich dem Pfad folgen, aber der Pfad selbst ist nicht bloß ein Weg, den ein einzelner Mensch zufällig geht. Vielmehr orientiert man sich dabei an einem Vorbild, das, wie die Schüler des Konfuzius dachten, in der Tradition der sozialen Gemeinschaft zu finden ist oder, so die Daoisten, in der Natur. Al-

lerdings ist reichlich unklar, was es nach daoistischer Vorstellung heißt, im Einklang mit der Natur zu sein. Fragen Sie sich doch einmal selbst: Welche Ereignisse und Taten sind aus Ihrer Sicht als »natürlich« zu bezeichnen? Welche Ihrer Wünsche sind natürlich, und welche Wünsche haben Sie nur, weil andere Leute auch diese Wünsche haben, weil es in Ihrer Kultur normal ist, solche Wünsche zu haben, oder weil die Werbung sie in Ihnen weckt? (Für einen jungen Menschen ist dies vielleicht die wichtigste praktische Frage.) Etwas als »natürlich« zu bezeichnen, kann aber auch etwas sehr Beruhigendes und Tröstliches haben. Die Daoisten beispielsweise sahen ihrem Tod mit größter Gelassenheit ins Auge, da für sie der Tod des Einzelnen einem Wassertropfen glich, der Teil des Ozeans wird und so natürlich ist wie der Wechsel der Jahreszeiten. – Was zeigt, wie sehr uns die Philosophie bereichern kann.

»DAS EINE« IN INDIEN

Fast tausend Jahre vor Sokrates und Konfuzius war im heutigen Indien eine kleine Gruppe von Weisen zu anderen, höchst interessanten Schlussfolgerungen über die Natur der Seele gelangt. Sie verfasste eine Reihe von Schriften, die so genannten Veden (ca. 1500 v. Chr.), welche sich als eine Quelle für mehrere der großen Weltreligionen entpuppen sollten. Eine der ersten Religionen war der Hinduismus, der sich viele Jahrhunderte lang nur auf eine kleine Ansammlung lokal begrenzter religiöser Überzeugungen und Praktiken gründete. Später ging aus ihm der Buddhismus hervor, eine Religion, deren Anhänger mittlerweile über die ganze Welt verteilt sind. Indessen sind der Hinduismus und der Buddhismus zugleich auch Philosophien, die ver-

suchen, auf die Fragen nach der Existenz, nach Sinn und Bedeutung eine Antwort zu geben. Wer sich in die Veden vertiefte, meditierte über Fragen wie »Wer bin ich?«, »Wer sind wir?« und »Was ist der Sinn des Lebens?«. Daraus ergab sich die bemerkenswerte Schlussfolgerung, dass »wir« überhaupt keine Individuen sind, sondern Teil des Einen, das heißt des Kosmos als Ganzem. Die Upanischaden (ca. 800 v. Chr.), die später den Veden hinzugefügt wurden, lehren, dass das wahre Selbst beziehungsweise die Seele nicht mit dem individuellen Selbst identisch ist; Letzteres ist nur eine Illusion. Jedenfalls gilt die Existenz eines individuellen Selbst als höchst problematisch und wird für weniger real gehalten als das allumfassende Selbst, dem die frühen Hindus den Namen *Atman* gaben.

Atman ist nicht mein oder Ihr Bewusstsein, sondern das universale, uns alle umspannende Bewusstsein. *Atman* wiederum ist eins mit *Brahman*, der Realität des Universums als Ganzem. Schon damals diskutierte man heftig darüber, ob *Brahman* mit dem Wesen identisch ist, das wir Gott nennen würden. (Und um die Sache vollends verwirrend zu machen, gab es auch noch einen Schöpfergott namens *Brahma*, den man aber auf keinen Fall mit *Brahman* verwechseln darf. Denn *Brahma* war sterblich, lebte nur ein paar Billionen von Jahren und musste dann wiedergeboren werden.) Die Frage nach dem Selbst weitete sich also zur Frage nach der Beschaffenheit der Realität insgesamt aus. Ist ein Mensch nichts weiter als ein winziges Partikel des ganzen Universums, des »Einen«?

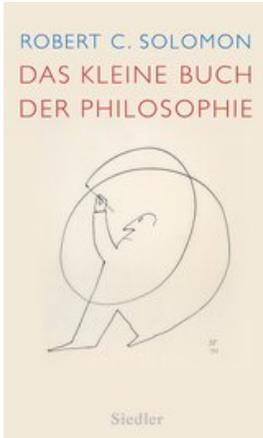
Davon einmal abgesehen, kannten die Hindus, ganz wie die Griechen und Römer, eine Vielzahl von Göttern und Göttinnen, weshalb man deren Religionen auch als polytheistisch bezeichnet. So bestimmten zahlreiche, vom Volk verehrte Götter mehrere Jahrhunderte lang das religiöse Den-

ken in Griechenland und Asien, doch daneben beharrten die Philosophen auf der Existenz des Einen. Eine geniale Lösung für dieses Problem findet sich im Hinduismus, der die einzelnen Götter als unterschiedliche Erscheinungen (oder Avatare) ein und desselben Gottes versteht, der wiederum selbst eine Erscheinung von Brahman, dem Einen, ist. Auch in Griechenland und im Mittleren Osten neigte man zu der Annahme einer einzigen Realität, die sich auf verschiedene Weisen manifestiert, was später zur Formulierung einer der Leitfragen der Philosophie (und der Naturwissenschaft) führte: Woraus besteht letztendlich das Universum, was ist der Urstoff, welches sind die Urprinzipien? Bemerkenswerterweise impliziert jedoch schon das Wort »Universum«, dass die Welt eine einzige und allumfassende Ordnung besitzt, eine Ansicht, die zum Beispiel die Chinesen zurückgewiesen hätten. Es gibt jedoch noch eine viel radikalere Sichtweise, nämlich dass das Universum in Wirklichkeit überhaupt nicht existiert.

Als ein junger Prinz namens Siddharta Gautama (ca. 563 – 483 v. Chr.), später bekannt als »der Buddha« (»der Erleuchtete«), seine eigene Spielart der vedischen Religion begründete, lehrte er, dass nicht nur das Individuum, sondern auch das Universum als solches eine Illusion sei. Weder gebe es ein Brahman noch ein Atman, geschweige denn einzelne Seelen. Zu dieser Überzeugung gelangte Siddharta durch das Leid, das ihm überall begegnete, und seine große Entdeckung war, wie man sich davon mit Hilfe der »vier edlen Wahrheiten«, wie er sie nannte, befreien kann. Diese Wahrheiten sind alle darauf gerichtet, die »Realität« unserer Bedürfnisse und Begierden zu verringern. Wenn wir uns von der Illusion unseres Selbst und unserer Bedürfnisse befreien, so lehrte Buddha, können wir uns auch von dem Leiden befreien, das seine Wurzeln in der menschlichen Natur

hat. (Hat er damit Recht? Welche Ihrer Bedürfnisse und Begierden machen Sie am ehesten unglücklich? Wären Sie in der Lage, diese Bedürfnisse aus Ihrem Leben zu verbannen?) Es wäre jedoch falsch, daraus zu schließen, der Buddhismus sei pessimistisch und lebensverneinend. Er entwickelte sich, ganz im Gegenteil, zu einer Philosophie der Freude und des Friedens, die vieles mit dem Daoismus und seiner Geringschätzung des individuellen Selbst beziehungsweise seiner positiven Bewertung eines Lebens in Harmonie mit einer umfassenderen spirituellen Welt gemein hat. Diese Ähnlichkeit erklärt auch, warum der Buddhismus auf so fruchtbaren Boden fiel, als er mehrere Jahrhunderte später China erreichte.

Wie der Daoismus lehrt auch der Buddhismus, dass es kein für sich existierendes, individuelles Selbst gibt und das Selbst ebenso wie das Universum vergänglich und dem Wandel unterworfen ist. Denken Sie einmal darüber nach: Sind Sie wirklich noch dieselbe Person, die Sie als Dreizehnjähriger oder gar Vierjähriger waren? Wie viel verdankt unsere Vorstellung von einem Selbst der scheinbaren Kontinuität unseres Körpers und unserer Erinnerungen? Aber in Wirklichkeit verändert sich unser Körper ständig. Fast alle Zellen Ihres Körpers sind in den letzten zehn Jahren durch neue ersetzt worden. Immer wieder »ändern wir unsere Meinung«, und unsere Erinnerungen sind, wie wir wissen, notorisch unzuverlässig. Ständig basteln wir an ihnen herum. Können wir da noch mit Fug und Recht behaupten, dass wir ein Selbst, geschweige denn eine Seele, haben?



Robert C. Solomon

Das kleine Buch der Philosophie

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 160 Seiten,
12,0 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-88680-918-9

Siedler

Erscheinungstermin: März 2009

Ein kleines Buch über große Fragen

Indem Robert C. Solomon nach dem Selbst und dem Selbstbewusstsein, nach Wahrheit und Wissen, Freiheit, Glück und Moral fragt, führt er uns anhand von ganz konkreten Beispielen sehr anschaulich vor Augen, dass wir Philosophie auch in unserem Alltag erleben und leben können.

Die Philosophie ist ein Gespräch mit einer dreitausendjährigen Geschichte. Robert C. Solomon macht den Leser mit der Kunst des Philosophierens vertraut, indem er von diesem großen Gespräch erzählt und dabei zu eigenen Gedanken und Ideen anregt. Gleichsam im Spaziergang durch die Geschichte der Philosophie lässt er die wichtigsten europäischen, aber auch chinesischen, indischen und antiken Denker zu Wort kommen und bietet so einen hervorragenden Einstieg in grundlegende philosophische Fragen, Begriffe und Lebensweisen.

Amüsant und tiefgründig zugleich liest sich dieses Buch als eine Aufforderung, vor der Philosophie und ihren größten Köpfen nicht in Ehrfurcht zu erstarren, sondern seinem eigenen Verstand zu vertrauen und selbst nach Antworten auf die existenziellen Fragen des Lebens zu suchen.

Aus dem Inhalt:

- Das klassische Erbe der Philosophie
 - Gott, Natur und Spiritualität
 - Die Philosophie, das Glück und die Bedeutung des Lebens
- › Eine knappe und zugleich unterhaltsame Einführung in die Philosophie
› Äußerst geschenkfähig und in bibliophiler Ausstattung



Der Titel im Katalog